Wolfgang Wiesmann

DIE VERSCHOLLENE BEUTE

Kriminalroman

DER VERLAG

DIE VERSCHOLLENE BEUTE

Wolfgang Wiesmann

1. Auflage November 2020

©2020 OCM GmbH, Dortmund

Alle Personen und Geschehnisse sind frei erfunden und haben keinen Bezug auf lebende oder verstorbene Personen.

Umschlagmotiv:
Bildmaterial ©Wolfgang Koehler, ©Wolfgang Wiesmann

Gestaltung, Satz und Herstellung:
OCM GmbH, Dortmund

Verlag:
OCM GmbH, Dortmund, www.ocm-verlag.de

Printed in the EU

ISBN 978-3-942672-84-9

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über **portal.dnb.de** abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlages. Dies gilt auch für die fotomechanische Vervielfältigung (Fotokopie/Mikrokopie) und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

September, 1918

„Flambert, Jacques, links."

Jacques verkniff sich ein Grinsen. Hätte er andernfalls wohl teuer bezahlen müssen. Vielleicht mit Karzer oder einer Monatsration Wasser statt Linsensuppe. Ohne Holzschuhe zur Zwangsarbeit war auch möglich. Gerüchte, aber er war besser auf der Hut.

Der dusselige Deutsche hatte nicht gemerkt, dass er vor jedem Neuen strammstand, während er Kostproben seines unfähigen Französischs mit seinem schlechten Atem in die überfüllte Wartehalle skandierte. Die Namen klangen, als würgte er bei jeder Silbe sauren Cider seine Kehle hinunter.

Stramm, Hacken zusammen, Knie gerade im Streckverbund und Kopf in Linie mit dem Rückgrat, Schultern nach hinten. So kam die Brust von allein raus. Alle Achtung, auf die Deutschen war Verlass. Sie standen stramm, sogar vor ihren Gefangenen.

„Der nächste Camenbert!", trichterte der uniformierte Buchhalter in den Pulk der Wartenden. „Vortreten! L'Autreque, Pierre. Rechts."

Jacques prustete in seine offenen Hände und spuckte, als hätte er sich verschluckt, stolperte nach vorne und rempelte den in der Reihe vor ihm stehenden unsanft an.

„Excusez moi", sagte er beherrscht, um sein Amüsement über den zuverlässig unkorrekten Gebrauch seiner Muttersprache zu verschleiern.

Ein adjutierender Soldat schritt auf ihn zu und rammte ihm seinen Gewehrkolben in die Rippen. Jacques heulte auf, suchte Halt bei seinem Vordermann, riss an dessen Hose und fiel dennoch zu Boden,

allerdings nicht ohne den Bund der Hose nach wie vor mit seiner Faust zu umklammern. Ihm blieb der Mund offen stehen, als er sich den nackten Hintern ansah. Der Anblick wurde nicht weniger peinlich, als der Mann sich umdrehte, ihm den Bund seiner Hose entriss und sich wieder bekleidete.

„Never mind", nuschelte der Betroffene und reichte Jacques die Hand. Er nahm das Angebot an und wunderte sich, als sein Gegenüber sich mit Liam O'Flaherty vorstellte.

Sie waren allerdings noch nicht aus der Gefahrenzone heraus. Das Gerangel hatte die Wachen alarmiert, aber das Sprachgenie von deutschem Buchhalter gab Entwarnung, nicht ohne auf das Schild „Ruhe" hinzudeuten.

„O'Flaherty", flüsterte Jacques, „die französische Provinz muss noch entdeckt werden, wo Kerle wie du herkommen. Siehst aus wie ein normannischer Abtrünniger. Die Schlacht von Hastings habt ihr gewonnen, aber bei den Briten gab's nur Fisch und Kartoffeln, nichts für einen Gourmet aus ... woher?"

„Eire, wenn dir das was sagt. Du redest viel. Warum lebst du noch?"

„Lass mich raten. Ein verdammtes Tal im Saarland, das niemand kennt. Ihr braut Bier, statt gepflegte Weine zu verköstigen. Ich würd's auch Eire nennen, damit man nicht gleich draufkommt, dass mein Land nicht dazugehört, zu den normalen Ländern. Unbekannt ist besser als bekannt und seelenlos."

„Mein Land gehört nicht dazu und wird es nie."

„Du redest, als wärst du überzeugt von dem Quatsch. Spuck endlich aus, woher du kommst."

„Wo sind wir hier?"

„Ist es so schlimm?“, betonte Jacques. „Elsass? Normandie? Bretagne? Ist gewiss nur Spaß, dein Eire. Das wette ich. Bist du nicht stolz auf dein Vaterland? Wer kämpft auf unserer Seite, für die Trikolore, die Freiheit und das schönste Land Europas, und kommt aus Eire? Du bist kein Franzose. Sommersprossen auf dem Nasenrücken und rote Pferdehaare auf dem Kopf. Ein schottisches Langhorn, namens O’Flaherty. Warum reichst du kein Gnadengesuch ein? Ein Eire ist versehentlich in die Schützengräben der Franzosen geraten.“

„Wo sind wir hier?“, fragte Liam erneut mit Gleichmut in der Stimme.

„Er tendiert sich zu wiederholen, der Mann aus Eire. Mein Arsch möchte ein warmes Bad. Seit Sonnenaufgang sitz ich auf dem verdammten Karren. Jedes Schlagloch ein Schuss die Wirbelsäule hoch. Der Kutscher hat gepennt, die ganze Zeit. Wir sind in Wesel los, gestern über den Rhein. Heute hier. Irgendwo stand Haltern, frag mich nicht, was das bedeutet. Barbaren leben hier nicht. Ihr Kirchturm ragt hoch in den Himmel. Sie haben es nötig, Abbitte zu leisten, fallen über ihre Nachbarn her. Gepflegte Stadt, ich sah ein Mädchen über den Marktplatz gehen. Sie winkte mir. Fast hätte ich mich vergessen. Wüsste gern, ob die deutschen Frauen auch so lecker schmecken unter ihren Röcken. Weiße Schenkel und ein bisschen weiter oben, dazwischen, du weißt, was ich meine. Zöpfe hatte sie mit Schleifen an den Enden.“

Jacques warf einen verträumten Blick ins Innere des schäbigen Gebäudes, aber seine Augen verrieten, dass seine Gedanken weit entfernt um etwas kreisten, nach dem er sich sehnte. Vielleicht sein geliebtes St. Germain, vielleicht seine Familie, die er unter Tränen

verlassen hatte, vielleicht seine Genevieve, die ihm in der letzten Nacht vor seiner Fahrt nach Verdun alles geschenkt hatte, was sie geben konnte, ihre Seele und ein Strumpfband eingeschlossen.

„Sieh dich um“, hauchte er Liam entgegen, „dann weißt du, wo du bist: Am Ende der Welt. Baracken, so weit das Auge reicht und hier drin ein Versailles aus verdreckten Verschlägen, von Pisse zerfressene Holzkisten, die sie Betten nennen und schmierige Decken, an denen Siff aus Seiber und Ergüssen klebt. Bist du nun zufrieden? Das ist dein neues Zuhause. Bleibt zu hoffen, dass eine Seite den Krieg schnell gewinnt. So oder so, wer will Kriegsgefangene durchfüttern? Jetzt bist du dran.“

Liam bewegte sich einige Schritte in der Reihe nach vorne, ohne etwas zu sagen. Jacques trottete mit Frust im Gesicht hinter ihm her. Es würde dauern, bis sie mit Reinigen und Desinfizieren dran waren und mit Einheitskleidung ausstaffiert wurden. Zu Hose und Hemd gab es eine mantelartige Jacke und am wichtigsten: ein Paar Holzschuhe. Alles von Wert hatten sie ihnen direkt nach der Gefangennahme abgenommen und nun war die Uniform dran. Der Ehering, den er schon gekauft hatte, wäre jetzt weg gewesen. Zum Glück hatte er ihn zu Hause gut versteckt. Sicher war er sich allerdings nicht, ob seine Genevieve ihm treu sein würde.

Er ärgerte sich über seine neue Bekanntschaft. Der Mann aus Eire mit seinem roten Filz auf dem Kopf brach sich lieber die Zunge ab, als mit ihm zu reden. Was konnte man Falsches sagen über dieses Nest aus Hunger und Siechtum? Wer aus den Schützengräben kam, wusste jedoch, dass hervorstehende Wangen-

knochen immer noch besser waren als ein Bajonett im Rücken oder Granatsplitter im Bauch. Wäre Liam nicht einen Kopf größer gewesen, hätte er ihn erneut angerempelt, damit sofort klar war, wer hier das Sagen hatte. Manche Kerle musste man provozieren, um sie zum Sprechen zu bringen.

„Sag ‚aujourd'hui'", stichelte Jacques. „Wenn du das Wort richtig aussprichst, bist du entweder Belgier oder Franzose. Mach schon!"

Liam starrte ihn ausdruckslos an und hielt den Mund.

Jacques verdrehte die Augen und stöhnte.

„Wie kann einer nur so bescheuert stur sein?"

„Dia dhuit", sagte der Mann aus Eire plötzlich.

„Oh Wunder. Eire hat eine eigene Mundart, so wie unsere Bretonen oder die Waliser von der Insel. O'Flaherty. O', O', O'. Dia dhuit. Buchstabier das Wort."

„Es ist ein Gruß und bedeutet: Bonjour."

„Buchstabier, Junge!"

Liam versuchte es, geriet aber ins Stocken und gab auf.

„Ich habe nie schreiben gelernt. Es ist Gälisch. Ich kann's besser sprechen."

„Das lässt du lieber sein. Verstehe nichts, aber ganz so dämlich bin ich nicht. Eire ist auch gälisch und heißt Irland, stimmt's? Was, um alles in der Welt, hat dich in den Krieg verschlagen? Bist du ein entflohener Sträfling oder gar ein Mörder?"

„Du möchtest eine aufs Maul. Ich bin freiwillig der französischen Armee beigetreten. Freischärler. Bin nicht der Einzige aus meinem Land."

„Gibt es bei euch nichts zu essen oder schlimmer, habt ihr keine Frauen? Freiwillig in den Krieg, du bist bescheuert."

„Bürgerkrieg. Die Engländer haben unser Land ausgebeutet und hinterließen Chaos. Ich wollte weg, heuerte auf einer Fähre an, kam so nach Roscoff und habe mich eurem Widerstand angeschlossen. Von irgendwas musste ich leben."

„Vom Regen in die Traufe nenn ich das. Wie alt bist du?"

„Ich wurde von meiner Mutter getrennt, als ich sechs Jahre alt war. Wir schrieben das Jahr 1894, geboren 1888 als viertes von sieben Kindern."

„Demnach bist du 30 Jahre alt. Wieso wurdest du von deiner Mutter getrennt? Hat sie deinen Vater um die Ecke gebracht und landete im Gefängnis?"

Liams rechte Hand schnellte vor und griff Jacques am Hals, drückte ihm die Luft ab, sodass er nach hinten auszuweichen versuchte, aber gegen einen anderen Mann prallte. Um einen Tumult zu verhindern und Strafmaßnahmen zu vermeiden, löste der Mann Liams Griff mit beiden Händen und gebot ihm, die Klappe zu halten und sich zu benehmen. Kollektivstrafen waren an der Tagesordnung und sehr gefürchtet, noch schlimmer war nur noch die Isolationshaft.

Jacques rieb sich den Hals und schluckte demonstrativ schwerfällig. Er drehte seinen Kopf zirkulierend in alle Richtungen und bedankte sich bei seinem Retter.

„Was ist in dich gefahren?", stänkerte er Liam an. „Du bist wahnsinnig, legst jedes Wort auf die Goldwaage. Wo kommen wir hin, wenn man nicht mal einen Scherz machen darf? Idiot. Pack mich ein zweites Mal an und sie werden dir die Eingeweide bei lebendigem Leibe rausreißen. Wie kann man nur freiwillig in den Krieg ziehen? Du könntest einer Frau den Hof machen, den lieben langen Tag Calvados trinken und abends lockst

du sie in die Federn. Rosshaar, du hast auf die falsche Karte gesetzt. Willst du wissen, was ich glaube? Du kennst dich nicht mit Frauen aus. Ich wette, du hast noch nie zwischen den Schenkeln einer Frau gelegen, kennst nicht den intimen Duft ihres Geschlechts, du keltischer Bauer. Bumst lieber die Schweine."

Jacques spielte mit der Versuchung, Liam bis aufs Blut zu reizen, denn er wusste, dass die Mitgefangenen ihm eine zweite Attacke nicht verzeihen würden. Liam blieb gelassen, warnte ihn aber eindringlich.

„Du kannst mich ruhig beleidigen, Franzose, aber Hände weg von meiner Familie."

Endlich kehrte Ruhe ein. Jacques schlurfte hinter Liam her und beide wurden endlich zum Waschen in die mit morschen Brettern verkleidete Kammer beordert. Zu sechst standen sie in einer Reihe und wie erwartet war das Wasser kalt. Sie waren nicht verwöhnt, hatten im Winter 1917 Feuergefechte im offenen Feld überlebt und im wochenlangen Partisanenkampf Straßenzüge erobert und wieder verloren. Kalt duschen kostete trotzdem Überwindung, aber wer wollte sich das anmerken lassen? Liam hatte keine Berührungsängste mit dem frostigen Nass. Er duschte ausgiebig und nahm immer wieder eine Handvoll von der braunen mit Sand vermengten Seife und rieb sich damit ein. Die Männer links und rechts von ihm schnaubten wie Pferde, als sie sich unter den kalten Strahl stellten und rieben kräftig an ihrer Haut. Wohl eher um sich zu wärmen, als zu waschen.

Jacques schnaufte auch, nachdem er sich nur kurz nass rieseln ließ und schnell das einzige Handtuch zum Abtrocknen in Besitz nahm. Liam würde das triefende Handtuch als Letzter in die Finger kriegen.

Wieso fror der Mann nicht? Und dieses genüssliche Einseifen, als hätte er noch nie geduscht. „Rosskopf", rief ihm Jacques zu, „vergiss deine Mähne nicht. Dort sitzen die Läuse und der kleine Pimmelmann ist kaum zu sehen, hat sich in seinem Pelz verkrochen."

Keiner der anderen Männer zeigte sich belustigt und da die Wache für einen Moment den Raum verlassen hatte, sah Liam seine Chance, packte Jacques von hinten, umschloss ihn mit einem stählernen Griff und zerrte ihn unter die Dusche. Jacques fluchte, allerdings nur eine Sekunde, bis einer der Männer ihm den Mund verschloss. Liams Körper glühte vor Hitze, während Jacques' Haut immer blauer wurde. Die Lektion hatte gesessen. Lächelnd ließ Liam ihn los. Jacques schnappte sich das Handtuch, fluchte Kaskaden von Verwünschungen und zog die Einheitskleidung an.

„Schade um die schöne Uniform", sagte Liam bedauernd. Er meinte es ehrlich auf seine ganz naive Art. Liam verließ die Dusche und Jacques warf ihm das durchnässte Handtuch zu. Diesmal ohne blöden Kommentar. Liam wrang das Handtuch aus und rieb es minutenlang über seinen Körper, der von dieser Massage so viel Wärme entwickelte, dass die feuchte Schicht auf seiner Haut schnell verdunstete und er getrocknet seine Kleider überwarf.

Zum Anprobieren der Holzschuhe mussten sie in den Nebenraum. Man hatte sie gewarnt, sich ja die richtige Größe auszusuchen, denn es wartete Zwangsarbeit draußen in den Feldern auf sie. Beulen, Blasen und blutende Wunden würden niemanden interessieren und das Holzschuhlager war kein Modeladen. Erst wenn das ausgesuchte Paar zerbrochen oder zerschlissen war, bekam man ein neues.

Der Lagerkommandant war kein Samariter, aber er wusste um die Notwendigkeit, seine Gefangenen gesund für die Arbeit zu halten. Schuhe und Kleidung waren da essenziell und die Nahrung durfte nicht zu dürftig sein. Verletzte wurden behandelt, aber wer durch sein eigenes Verschulden arbeitsunfähig wurde, musste büßen. Um generell die Zahl der Verletzten und Schwachen gering zu halten, hatte er befohlen, dass die anderen für die Arbeitsunfähigen mitarbeiten mussten, was in der Konsequenz härtere Arbeitsbedingungen bedeutete, was niemand wollte.

Belgien, 2020

Les Bon Villers lag noch im Tiefschlaf, als Marcel Bresson an diesem Morgen aufbrach, um die Strecke bis Haltern am See mit nur einer Pause zu schaffen. Ungünstigerweise gab es keine schnurgerade Autobahn zwischen den beiden Städtchen und gehetzt wollte er nicht ankommen, zu spät aber auch nicht.

Der Heimatverein hatte sich um Bresson bemüht und um einen Vortrag gebeten. Als Schriftsteller war Bresson gescheitert. Seinen Romanen fehlte der originelle Brückenschlag zwischen Wort und Fantasie. Sie lasen sich wie ein Marktstand. Man wusste, dass hinter den Bananen die Apfelsinen lagen und danach die Kirschen kamen. Geschichten dieser Art schrieb das Leben jeden Tag und man war sie leid. Vergiftetes Obst wäre des Rätsels Lösung gewesen, aber diese Erkenntnis kam zu spät. Außerdem gab es ein Erlebnis, das ihn nachdenklich gemacht hatte und weswegen er das Schreiben gänzlich an den Nagel gehängt hatte.

Während einer Lesung in der örtlichen Sparkasse von Les Bon Villers, zu der hauptsächlich Bekannte und Freunde zu seiner moralischen Unterstützung gekommen waren, hatte er mehr oder weniger spontan seinen neuen Roman beiseitegelegt und einfach drauflos erzählt. Der Abend wurde ein voller Erfolg. Zu seiner Verwunderung stellte Marcel im Nachhinein fest, dass er sich ganz und gar nicht an seinen Romantext gehalten, sondern frei nach Gefühl eine mitreißende Geschichte erfunden hatte. Der Zuspruch seiner beeindruckten Hörer veranlasste ihn daraufhin, dem Schreiben den Rücken zu kehren und sich als Geschichtenerzähler ein Zubrot zu verdienen.

Frau Marion Thüner vom Heimatverein Haltern-Sythen war auf einer Urlaubsfahrt nach Les Bon Villers auf Bresson aufmerksam geworden. Das Kulturamt der kleinen belgischen Stadt hatte im Rahmen der deutsch-belgischen Freundschaft zu einem Abend voller neckischer Anekdoten eingeladen. „In Deutsch", verhieß das Plakat, und da Bressons Mutter Deutsche war, sprach Marcel infolgedessen ein französisches Deutsch, wie Fernsehzuschauer es von Alfons in Puschel TV kannten. Zu später Stunde waren Marion und Marcel an diesem amüsanten Abend auch privat ins Gespräch gekommen und man schwor sich beim letzten Glas Merlot, in Kontakt zu bleiben.

Oft sah die Realität am nächsten Morgen anders aus. Marion war ohne große Abschiedsszene zurück in ihre Heimat abgereist. Allein wegen der Distanz wäre eine Beziehung zwischen ihr und Marcel unpraktisch gewesen, obwohl sie ledig war und als Lehrerin in den frühen Sechzigern nicht wählerisch.

Für Marcel gestalteten sich die Ereignisse dieses Abends allerdings zu einem Schlüsselerlebnis. Der Applaus und die aufgeregt gackernde Gesellschaft der weiblichen Zuhörer, von denen sogar eine ein Autogramm auf ihrem Arm von ihm haben wollte, veranlassten ihn, am folgenden Tag auf den Dachboden seines Elternhauses zu steigen und in längst vergessenen und verstaubten Utensilien der Vergangenheit zu wühlen. Er suchte nichts Geringeres als die Tagebücher seines Großonkels Jules Bresson. Wie es der Zufall wollte, hatte Marcel als kleiner Junge von seinem Großonkel erfahren, dass er am Ersten Weltkrieg teilgenommen hatte. Das wollte er genau wissen, vielleicht auch, weil er in den Besitz einer Geschichte

gelangen könnte, die am Ende Marions Herz für ihn in Wallung bringen würde.

Baracke 8

Jacques war es nicht gewohnt, Holzschuhe an seinen Füßen zu tragen, entsprechend stelzig lief er auf die Eingangstür von Baracke 8, seinem neuen Zuhause, zu. Es drückte bereits jetzt am dicken Zeh seines rechten Fußes, aber es war zwecklos, sich darüber zu beklagen. Ein müdes Lächeln seiner Landsmänner wäre der größte zu erwartende Trost gewesen.

Achtbettkammern kannte er aus der Kaserne und der Jugendfreizeit. Eine Halle mit hundert Betten überstieg seine Vorstellungskraft, aber genau eine solche Behausung sah er vor sich. Ein milchiger Dunst durchzog die Bretterburg. Es roch nach Schweiß von Füßen und Achseln. Hemden hingen zum Trocknen auf Leinen und überall lagen Strümpfe herum. Die Insassen kamen von der Arbeit und alle waren erpicht darauf, möglichst schnell ihre Kleidung zu trocknen. Sonst lief man Gefahr, in der Nacht zu frieren.

Jacques dachte darüber nach, warum fast alle Betten in der Mitte des Raumes belegt waren. Es schien ihm widersinnig, da man während der Nacht nicht unbedingt von schnarchenden und keuchenden Nachbarn umringt sein wollte. Ein Bett am Rande würde er vorziehen.

Nach einer ersten ernüchternden Orientierung schaute er sich um und sah, wie Liam den Raum betrat und sofort, ohne der gesamten Situation einen würdigenden Blick zu schenken, das erstbeste Bett nahe der Mitte in Beschlag nahm. Es kostete ihn einen Augenblick Bedenkzeit Liam anzusprechen, da es nicht so aussehen sollte, als liefe er ihm nach.

„Du badest gern in der Menge. Ich hoffe dir hängt kein Fuß im Gesicht, wenn du von den struppigen Mädels auf deiner Insel träumst."

Jacques wollte nicht direkt mit der Frage heraus, warum Liam sich so zielstrebig für die Mitte als Ort für seine Nachtruhe entschieden hatte.

„Warst du bei den Royal Irish Rifles? Ihr Iren kämpft mit euren Erzfeinden, den Briten, Schulter an Schulter. Was ist los mit euch?"

„Eigentlich mögen wir die Deutschen, aber die sprechen kein Englisch. Deswegen traut sich kein Ire an der deutschen Seite der Front zu kämpfen."

„Eine simple Erklärung. Sehe schon, für Politik interessierst du dich nicht sehr. Was dagegen, wenn ich hier kurz sitzen bleibe? Ich muss mir meinen Zeh reiben. Die verdammten Klotschen sind mir zu hart."

„Kannst hier dein Quartier aufschlagen. Ist wärmer als am Rand. Du musst aufpassen, dass du keine Blasenentzündung kriegst, das tut weh und du pinkelst ins Bett. Die Matratzen sind mit Stroh gefüllt. Das stinkt wie im Schweinestall. Die Männer, die am Rand schlafen, sind öfter undicht, weil es dort kälter ist. Der Wind pfeift durch die Bretterritzen."

Jacques hatte die Information bekommen, nach der er gesucht hatte, ganz ohne sich die Blöße der Unkenntnis zu geben.

„D'accord. Bleib ich also hier. Bist du vorher in einem anderen Lager gewesen?"

„In Eire. Sie nennen es workhouse. Ist aber falsch, da es dort keine Arbeit gibt."

„Und warum vergleichst du ein workhouse mit einem Gefangenenlager? Entschuldige, aber warst du da freiwillig?"

„Mit sechs Jahren entscheidest du nicht über Freiwilligkeit."

„In dem Alter wurdest du von deiner Mutter getrennt. Ich weiß. Wohl auch nicht freiwillig?"

„Unser landlord hat uns aus unserem cottage und von unserem Feld vertrieben. Wir mussten hungern. Mein Vater war an Gicht erkrankt und konnte nicht arbeiten. Da sind wir alle ins workhouse gegangen."

„Du willst mir nicht sagen, warum du von deiner Mutter getrennt wurdest?"

„Ich habe sie täglich sehen können, wenn es Essen gab und das workhouse nicht überfüllt war."

„Weißt du, was ich an dir schätze? Du redest nicht wie eine Frau. Wenn mich hier eins ankotzt, dann die tristen Gesichter und die Banalität der Provinz. Ruhig Blut, Jacques! Die Deutschen haben dein Leben verschont. Sei dankbar! Ein bisschen Reden würde ablenken, verstehst du? Wenn ich dir alles aus der Nase ziehen muss, kommt kein Spaß auf. Meinst du, du könntest ein normales Gespräch führen?"

„Um dir zu gefallen?"

„Um diesem gottverdammten Ort einen Funken Zivilisation einzuhauchen. Ich komme aus St. Germain bei Paris. Schon gehört, Rosskopf? Da fahren teure Autos über die prunkvollen Alleen. Da vergeht dir Hören und Sehen. Von den Frauen in den Karossen ganz zu schweigen. Ich will ja nicht, dass du Cancan für mich tanzt, nur mal was von ganz alleine sagen. Das wäre ein Stückchen Normalität in dieser welken Hütte, und würde unserem miserablen Schicksal trotzen."

„Kommst du vom Theater?"

„Erzähl mir endlich, warum du von deiner Mutter getrennt wurdest."

„Du kennst die Armut nicht. Sie rücken morgens auf Pferden an und treiben dich aus dem Haus. Mutter, Vater und alle Kinder stehen auf der Straße im Regen. Die Tür des Hauses wird vernagelt. Du besitzt lediglich, was du am Leibe trägst. Es bleibt nur der Weg ins workhouse und dort ist es Gesetz, dass Männer und Frauen getrennt werden genau wie die Kinder von ihren Eltern. Das ist das Regime der Armut. Sie wollen verhindern, dass Arme freiwillig ins workhouse gehen, um dort durchgefüttert zu werden. Deswegen schneiden sie die Familie entzwei, damit es richtig wehtut. Man darf das workhouse nicht verlassen, nur einmal, wenn du für immer ‚Au revoir' sagst. Es gibt kein Zurück. Ich ließ meine Mutter und Geschwister dort. Mein Vater starb. Geschlafen haben wir übrigens auch in Räumen mit 100 Betten und für 1000 Insassen gab er keine einzige Dusche. Wir wuschen uns draußen auf dem Hof, wenn es regnete."

Liam lächelte erwartungsvoll, als käme nun ein großes Lob für seine Geschichte. Jacques schaute ungläubig und schwieg. Liam gefiel das nicht.

„Zufrieden, frenchman?", bohrte er nach.

„Die Hölle auf Erden. Arme Sau. Verschone mich mit weiteren Einzelheiten. Brechen wir stattdessen in Jubel über unsere jetzige Bleibe aus: Heil, Allemagne!"

„Heil, Germany!", salutierte Liam, als hätte Jacques ihn angestiftet. Ein Wärter kam auf sie zu.

„Schnauze halten. Elendes Pack. Besser eure Leichen lägen in den Gräben von Verdun. Ich knall euch ab, draußen im freien Feld. Morgen, wenn es niemand sieht." Der Wärter zeigte auf seine Pistole am Gürtel, machte eine eindeutige Geste und ging wieder.

Jacques probierte seine Matratze aus. Als er sich der Länge nach hinlegte, entwich ihr ein herber Duft, eine Mischung aus Ammoniak und Schimmelpilz. Instinktiv setzte er sich wieder hin und räusperte sich. Er wollte sich bei Liam erkundigen, ob es bei ihm auch so stank, aber Liam lag bereits mit geschlossenen Augen auf seinem Bett und hatte die Hände über der Brust gefaltet. Es sah nicht nach einem Einschlafritual aus. Jacques war sich sicher, dass er betete und wollte ihn aus Respekt nicht unterbrechen.

Dieser katholische Ire besaß eine gehörige Portion Gottvertrauen. Glaubte, Gott würde ihn in dieser verfluchten Hütte besuchen. Was für ein Mensch war er? Merde! Gott hatte in Verdun versagt und sonst auch. Dieser naive Tropf machte sich gerade lächerlich. Vor den Augen aller mit Gott zu reden, einem Verräter, der auf beiden Seiten der Front die Menschlichkeit mit Füßen trat. In einer Zeit, in der Gott vor Scham sein Amt an den Teufel abtreten sollte, huldigte man besser Göttern, die nach überlieferten keltischen Mythen längst nicht so grausam waren wie der Gott der Christen.

Jacques sah sich als Revolutionär nach alter Fasson, mit dem Kopf des Königs unter seinem Arm und der Guillotine im Herzen. Ein echter 1789er. „Vive la France“, flüsterte er leise vor sich hin.

Er stand auf und ging zu Liam ans Bett. Der Mann aus Eire lag dort wie aufgebahrt. Kein zuckender Muskel, kein Auf und Ab der Brust. Einen Moment glaubte Jacques, dass alle Rettung zu spät käme. Liam war tot. Wie friedlich der Tod sein konnte, wenn er einem nicht mehr bevorstand. „Amen“, wisperte Jacques. Als Liam sich nicht regte, wiederholte er „Amen“ und wartete

nervös ab. Jesus, wie konnte man so lange beten? War er vielleicht doch vom Duschen unterkühlt und sein Blutdruck war im Keller? Ein Hieb auf seine Brust würde das Herz wieder anstoßen. Jacques fasste Mut und schlug zu, mitten auf den Brustkorb. Liam saß augenblicklich aufrecht. Konfus sah er Jacques an.

„Was ist? Geht's los?"

„Un moment, erst frühstücken. Café au Lait, Croissant, Jambon gefällig? Der Stallbursche wartet, um Ihrer Majestät beim Anziehen der Stiefel behilflich zu sein. Mademoiselle Chantalle lässt dem gnädigen Herrn untertänigste Liebesgrüße ausrichten. Sie habe gestern Nacht für ihn nur eine Schürze getragen und er wäre glücklich nach dem dritten Akt über ihr zusammengebrochen. Amen."

„Ach so, du spinnst. Ich habe gebetet und war darüber kurz eingedöst."

„Was sagt der Erlöser?"

„Du solltest dich besser bei ihm melden."

„Seit wann hat Liam O'Flaherty Humor?"

„Das war kein Humor. Ich meine es ernst."

„Es spricht nichts dagegen, wenn du mich in deine Gebete einschließt. Sollte Gott mir ein Zeichen schicken, zum Beispiel einen klugen Fluchtplan, würde ich mich meinerseits erkenntlich zeigen und ihm in Notre Dame eine Kerze anzünden, vielleicht sogar zwei, eine für dich und deine Fürbitten. Ein Tipp noch: Gott hört jeden Tag Tausende Stoßgebete aus den Schützengräben. Ein elegantes Gebet mit demütigem Unterton könnte ihn aus seiner Routine ablenken und du bekommst tatsächlich eine Audienz. In dem Fall würde ich dich bitten, mich nicht zu vergessen. Eine Hand wäscht die andere."

Das Skript

Marcel Bresson befuhr mit der linken Hand am Steuer die Weseler Straße, Höhe Wulfen-Bakenberge. Seine rechte Hand lag behutsam auf einer Mappe, die mit einem Messingrand stabilisiert war, um das Lederimitat vor Verschleiß zu schützen.

„70" sagte das Straßenverkehrsschild und er war froh darüber. Er würde nicht nur vorzeitig und ausgeruht in Haltern ankommen, sondern auch Zeit zum Essen haben, einer Dame einen Besuch abstatten und vielleicht einen Blick in das Tagebuch seines Großonkels werfen können. Soweit sein Plan. Seine Gedanken schweiften ab nach Hause auf den Dachboden, wo sich ein kleines Wunder ereignet hatte.

Sein Großonkel Jules verstarb, als Marcel elf Jahre alt war. Immer hatte er einen Kittel getragen und manchmal baumelte ein Monokel aus der oberen Tasche. Nach dem Krieg züchtete Jules Bienen und hielt mit dem Verkauf des Honigs die Familie über Wasser. Hauptberuflich arbeitete er als Postbote. Man kannte ihn nur im Kittel, doch niemand wusste, dass in der Innenseite seines Kittels ein zerfleddertes Notizbuch steckte, das er wie einen Schatz gehütet hatte.

Marcel hatte den Dachboden durchstöbert, weil er nach brauchbaren Hinweisen für eine spannende Erzählung aus der Zeit der Kriegsgefangenschaft seines Großonkels suchte. Er fand den Kittel in einer alten Holztruhe nebst Motten zerfressener Kopfkissen und Gardinen. Nach einer ersten gründlichen Durchsicht stand unumstößlich fest, dass es bei seinem Fund um aufregende Episoden von Jules' Gefangenschaft im Lager Haltern-Dülmen ging. Genau in dieser Gegend

wohnte Marion Thüner jetzt. Sie würde ihn anhimmeln, käme er mit Geschichten aus dieser Zeit im Gepäck zu ihr nach Deutschland. Außerdem wäre damit auch gutes Geld zu machen. Er könnte so etwas wie ein Wandererzähler werden. Warum sollte es bei nur einer Geschichte bleiben? Klar, es handelte sich nicht um Hitlers Tagebücher, aber es gab bestimmt einen Medienverlag, der ihm die ganze Chose später für eine stattliche Summe abkaufen würde.

Jules' handschriftliche Notizen waren nicht immer leserlich, manche Blätter lose, sodass Marcel Tage damit zugebracht hatte, alles sinngemäß zu ordnen. Beim Überfliegen der Seiten war die Rede von Gänseköpfen und einem Storchenherz, vom Grafen von Westerholt und Beethovens Geliebten Wilhelmine. Unglaublicher Stoff. Zeitweise war Marcel versucht, doch wieder mit dem Schreiben anzufangen. Nach all den Misserfolgen einen Bestseller auf den Weg zu bringen, sich im Glanz des berühmten Autors zu sonnen, umringt von schönen Frauen, die ihn verehrten und mit Briefen beglückten, in denen er zwischen den Zeilen Angebote für zärtliche Annäherung erkennen würde, das wäre sein Traum.

Der Traum vom Autor war geplatzt, gestand er sich ein und konzentrierte sich auf die Versuchung, mit seiner neuen Quelle bescheiden aber beständig im Glück zu schwelgen. Er würde bei seinem Besuch in Deutschland als Geschichtenerzähler Wellen der Begeisterung schlagen und Marion wäre sein Lohn.

Nun war es so weit. Er war in Haltern angekommen und Marion hatte nicht nur versprochen, zu seiner Veranstaltung zu kommen, sondern war auch an den Vorbereitungen beteiligt. Heute Abend würde er sie in

der alten Mühle in Sythen wiedersehen. Dort, unweit des ehemaligen Gefangenenlagers, würde sein erster Erzählabend stattfinden. Marion hatte auch angekündigt, ihre beste Freundin Karin Poggenpohl mitzubringen. Genau so hatte er sich den steilen Anstieg seiner neuen Karriere vorgestellt.

Nachdem Marcel die A43 überquert hatte und mit 90 km/h auf die Innenstadt zufuhr, bemerkte er den Starenkasten zu spät. Er schlug mit der Hand aufs Lenkrad, um sich abzureagieren. „Reine Geldmache", fluchte er. Aber würden sie ihn kriegen? Er hatte ein belgisches Kennzeichen. Er hoffte, der Verkehrsausschuss des Europaparlaments hatte sich über dieses Thema zerstritten und eine Schlichtung war nicht in Sicht.

Ein Hungergefühl plagte seinen Magen. Der fade Geschmack im Mund störte auch. Leider wusste Bresson nicht, dass er beim Überfahren der ersten Kreuzung auf der Weseler Straße bereits am Treckeberg Grill vorbeigerauscht war und somit nicht in den Genuss einer Jupp-Schale kommen würde. Auch an den frischen Mettbrötchen bei Thole an der nächsten Kreuzung fuhr er dummerweise vorbei, bis er dann beim Griechen von Haltern hielt, um dort sein Verlangen nach einer deftigen Mahlzeit zu stillen.

Seinen Kaffee wollte er woanders trinken, um dabei in aller Ruhe im Skript lesen zu können. Er fuhr an der Volksbank vorbei, warf einen Blick in die Innenstadt und entdeckte eine Eisdiele. Er parkte und nahm sein Skript unter den Arm. Als er gerade die Eisdiele betreten wollte, sprach ihn ein Herr Lindenberg an.

„Sie sind doch der Storyteller aus Belgien. Ich habe das Plakat gesehen, auf dem Sie für heute Abend angekündigt werden. Eine Eintrittskarte habe ich bereits.

Marion und ich sind alte Bekannte. Erfahren wir von Ihnen die Wahrheit über das Gefangenenlager in Haltern und Hausdülmen?“

„Die Wahrheit, Herr Lindenberg, steht in den Sternen. Ich werde versuchen, einen Beitrag zu leisten, indem ich Emotionen ins Spiel bringe. Ganz ohne Fiktion geht es dabei nicht, besonders wenn Sie Ihre Zuhörer bei Laune halten wollen. Ist es nicht oft das Quäntchen Unwahrheit, das uns im Glauben bestärkt, wir wüssten Bescheid? Geht es denn überhaupt um die Wahrheit? Die kennen wir von Auschwitz und anderen Lagern. Die Historiker von Haltern und Dülmen haben bestimmt ihr Bestes getan, das Kriegsgefangenenlager als ein Kapitel der heimischen Vergangenheit ausgiebig zu beleuchten. Meinen Beitrag sehe ich eher darin, den geschichtlichen Ereignissen einen atmosphärischen Charakter hinzuzufügen. Mir geht es vordergründig nicht um Fakten, sondern um Unterhaltung.“

„Aber wie wollen Sie verhindern, dass Ihre Zuhörer alles für bare Münze nehmen?“

„Gar nicht. Weiß ich denn, ob alles stimmt, was mein Großonkel Jules in seinen Notizen festgehalten hat? Vielleicht liegt es den Bressons im Blut, die Wahrheit zu maskieren. Ich beziehe mich weitgehend auf das nicht immer vollständige Tagebuch meines Großonkels. Er kannte das Lager gut, hatte es selbst als Gefangener mit aufgebaut. Jules war Postbote von Beruf und durfte dem Lagerbuchhalter bei seiner Arbeit helfen. Kann sein, dass ihm das Privileg geholfen hat, überhaupt Kenntnis von all den Ereignissen dort bekommen zu haben.“

„Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf? Wenn Sie von Ihrem Großonkel sprechen, kommt es mir vor,

als überbrückten sie die Zeit bis in den 1. Weltkrieg hinein ohne Mühe. Sie schlagen ein Tagebuch auf und schon sind 100 Jahre wie weggeblasen."

„Ich bin 66. Jules Bresson wurde 1884 geboren. Bedenken Sie die Zeit: kaum Medien, keine Autos und im Hinterhof einen Stall fürs Schwein und ein Verschlag für die Tauben. Sickergrube und Plumpsklo inbegriffen. Ich bringe alles mit heute Abend."

„Zeitenwandern, Generationssprünge, Lebensnähe. Marion mag Grenzgänger wie Sie, die längst Vergangenes wieder erlebbar machen. Sie freut sich sehr, Sie heute Abend ankündigen zu dürfen."

„Danke, Herr Lindenberg. Bis nachher."

„Aber selbstverständlich."

Marcel Bresson besuchte die Eisdiele und trank einen Espresso. Sein Skript lag ungeöffnet auf dem Bistrotisch. Lindenberg hatte ihn nachdenklich gemacht, als er über die Wahrheit gesprochen hatte. Jules' Tagebuch war ein unermesslicher Fundus, aber wegen der teils verlorenen und unkenntlichen Informationen hatte Marcel ein eigenes Skript verfasst. Darin stand seine ganz persönliche Interpretation der Schriften seines Großonkels. Wer kannte die Wahrheit oder würde behaupten, sie zu kennen? Unterhaltung war sein Ziel und zu diesem Zweck vermengte Marcel Fakt und Fiktion auf eine Art, das alles am Ende echt klang. Das war ja der Clou. Er würde also ganz bewusst seinen Zuhörern den Grenzgang zwischen Wahrheit und Unterhaltung überlassen. Sie waren schließlich erwachsen.

Er genoss den letzten kleinen Schluck seines Espressos, trank das dazu gereichte Glas Wasser und schmunzelte, als er der Kellnerin ein ordentliches Trinkgeld

in die Hand drückte. Lindenberg ging ihm nicht aus dem Kopf, denn er hatte einen Punkt angesprochen, der ihm unter den Nägeln brannte. Jules schrieb an manchen Stellen in verklausulierter Form, um zu gewährleisten, dass die Wahrheit unsichtbar blieb, für den Fall, sein Tagebuch würde im Lager in falsche Hände geraten. Das hätte Leben kosten können. Marcel Bresson hatte einen besonderen Plan im Gepäck: Durch seine Erzählungen wollte er der versteckten bzw. verklausulierten Wahrheit auf die Schliche kommen.

Jules' Tagebuch barg ein Geheimnis und um das herauszufinden, ergänzte Marcel die unvollständigen Episoden seines Großonkels mit erfundenen Handlungen. Sein Ziel bestand darin, der Wahrheit durch fiktive Lückenfüller auf die Sprünge zu helfen, um daraus Rückschlüsse auf das Geheimnis ziehen zu können. Sein Erzählabend verfolgte also nicht nur den Zweck der Unterhaltung, sondern diente dem Auffinden eines realen Schatzes, den Jules im Tagebuch als „Beute" bezeichnet hatte. Bresson träumte davon, in Kürze ein sehr reicher Mann zu sein und mit Marion um die ganze Welt zu reisen.

Der Deserteur

Eine funzelige Gaslaterne beleuchtete das Innere der Baracke 8. Jules Bresson aus Les Bon Villers machte seine Runde zwischen den Betten und schaute nach, dass jeder seine Holzschuhe unters Bett gestellt hatte, damit die Gänge frei waren und keine unlauteren Spielchen betrieben wurden. Knobeln und Kartenspielen waren zur Nachtzeit verboten. Bresson assistierte dem deutschen Buchhalter, mit anderen Worten: Er machte die Drecksarbeit.

Es war seine Aufgabe, Kranke und Verletzte während der Nacht ruhig zu stellen, nicht etwa um die Ruhe der anderen Insassen zu gewährleisten, sondern Ruhe für die Wärter zu schaffen. Die schliefen nämlich in einer angrenzenden Baracke. Das Schreien und Stöhnen konnte penetrant auf die Nerven gehen. Jules schleppte die schweren Fälle mit einer Art Schubkarre in eine Abstellkammer für Pferdegeschirr und Putzmittel. Dort lag der Kandidat, bis Hilfe kam oder er verstarb. Selten, dass sich einer erholte. Morphium und Antibiotika gab's nicht.

Je nachdem wie sich die Nacht gestaltete, war Jules am nächsten Morgen entweder ausgeschlafen oder hundemüde. Er hätte sich lieber die Zunge abgebissen, als zu meckern, denn er war von der Fronarbeit freigestellt worden, um dafür die Baracke in Ordnung zu halten. Er hatte Zugang zum Geräte- und Werkzeugschuppen und arbeitete selbstständig. Dach, Wände und Fenster standen unter seiner Obhut. Jede Baracke hatte seinen eigenen Buchhalter-Assistenten und alle trugen einen grauen Kittel.

Jules hatte die beiden Neuen, den Rotschopf und den quasselnden Franzosen, seit ihrer Ankunft im Visier und hoffte, sie würden ohne seine Intervention die Nachtruhe einhalten.

Liam und Jacques wachten neben schnarchenden Nachbarn auf, als um circa ein Uhr die Tür zur Baracke krachend aufgestoßen wurde und zwei Soldaten einen schwer verletzten Mann, der sich mit Mühe aufrecht halten konnte, abluden. Jules rieb sich die Augen, wohl mehr um zur Besinnung zu kommen, als besser sehen zu können. Der Verletzte brach zusammen, als die Soldaten ihn losließen. Einer der Uniformierten gab Jules den Befehl, den Mann die Nacht über zu bewachen. Er würde morgen exekutiert. Die Soldaten verließen den Raum und Jules stand hilflos neben dem Verletzten. Offensichtlich hatte er keine Schuss- oder Stichwunden. Auf den ersten Blick war kein Blut zu sehen, aber ihm war übel zugesetzt worden. Überall Prellungen und Hautabschürfungen. War er zusammengebrochen, weil ihm Arme und Beine gebrochen worden waren?

„Wie heißt du?“, fragte Jules, der gerade bemerkte, dass Jacques auf ihn zukam, was gegen die Regeln verstieß. Er fauchte ihn an, wieder in sein Bett zu verschwinden. Jacques ließ sich nicht beeindrucken und wartete ebenfalls auf die Antwort des Verletzten. Als nichts passierte, beugte er sich hinunter und hielt sein Ohr an den Mund des Mannes.

„Friedel Winkler“, röchelte er mit geschwollenen Lippen. Jacques richtete sich auf.

„‚Friedel Winkler‘, kannst du in dein Buch schreiben, Jules. Damit alles seine Ordnung hat. Was machst du nun mit der armen Sau?“

„Hilf mir, ihn dort ins leere Bett zu tragen, gleich da, neben den Rotschopf."

„Nicht dein Ernst", maulte Jacques. „Der heult uns heute Nacht die Hucke voll. Wir werden kein Auge zutun. Du sollst auf ihn aufpassen. So hab ich das verstanden. Da wäre er besser neben dir aufgehoben."

„Pack mit an! Wir schleppen ihn zu euch", befahl Jules.

Sie halfen Winkler auf die Beine zu kommen und verfrachteten ihn neben Liam in den Bettkasten. Als er sich hinlegte, klappte er in sich zusammen und keuchte vor Schmerzen.

„Was hast du verbrochen?", fragte Jacques. „Du bist Deutscher, dein Name verrät es und du siehst aus wie einer. Warum hat man dich so zugerichtet?"

Winkler sah Jacques an. Seine Augen signalisierten Todesangst.

Jacques insistierte. „Wir können es uns hier nicht leisten, eine falsche Ratte zu beherbergen. Wer sagt uns, dass du nicht eingeschleust wurdest, um uns auszuspionieren?"

Jules reagierte ungehalten. „Was soll man hier denn ausspionieren? Den hat es erwischt. Vielleicht hat er für die Entente spioniert. Oder schlimmer, er ist ein Deserteur."

„Für beide Vergehen wird er exekutiert. Sein Schicksal ist besiegelt. Das Himmelfahrtskommando ist bestellt." Jacques drehte sich zu den anderen um und sprach im Brustton eines Kenners: „Ihr habt es gehört. Sie machen kurzen Prozess."

Er beugte sich erneut nieder.

„Spion oder Deserteur? Was bist du?"

Winkler schloss die Augen. Sein Kopf fiel zur Seite. Jacques fühlte seinen Puls.

„Lassen wir ihn von den süßen Mädchen träumen, wie sie den Kurfürstendamm entlang schlendern und ihm einen Handkuss zuwerfen, bevor ihn der Teufel holt."

Liam hatte bis dahin unbeteiligt zugesehen und wandte sich nun an Jacques.

„Sie haben ihm seine Uniform abgenommen. Das heißt, dass er ein Deserteur ist und sie ihn als Schandfleck betrachten. Ohne Hilfe wird er die Nacht nicht überleben. Er ist geschwächt und wer weiß, was sie sonst noch mit ihm angestellt haben."

„Was guckst du mich an? Ich bin kein Samariter. Lass ihn erfrieren oder kuschel dich an ihn."

„Jules, hol ihm eine Decke!", bestimmte Liam, ohne dass es jemand gewagt hätte, ihm zu widersprechen.

Friedel Winkler wurde zugedeckt und es waren nicht wenige, die ihm aus Mitleid den Tod in dieser Nacht wünschten.

Das Salz in der Suppe ist die Freude am Erfinden. Wolfgang Wiesmann entwirft Figuren, lässt sie aufeinanderprallen und ist selber bis zuletzt gespannt, welches Schicksal sie sich bescheren. Mit seiner Kommissarin Fey Amber ermittelt eine attraktive Frau im Münsterland, die auffällig oft in Haltern und Dülmen zum Einsatz kommt. Kein Wunder, stammt Wiesmann doch aus dieser Gegend, die ihn wie seine Wahlheimat Irland zuverlässig inspiriert. Nah am Menschen schreiben ist seine Parole und den Zeitgeist aufarbeiten sein Motto. Gute Unterhaltung wünscht er all seinen Lesern.

Karin Poggenpohl stürzt die Treppe hinunter und ist tot. Kommissarin Fey Amber hält die Umstände für suspekt. Kurz vor ihrem Tod bekam Karin Besuch von einem belgischen Geschichtenerzähler, der sich besonders für das Kriegsgefangenenlager interessierte, das 1918 zwischen Haltern und Dülmen existierte. Bresson weiß, dass drei der Gefangenen einen Raub verübt haben und die Beute noch in ihrem Versteck liegt. Nicht ahnend, dass ihm einheimische Mitwisser bereits im Nacken sitzen, entwickelt sich ein erbitterter Wettlauf um die verschollene Beute.

Weitere spannende Fälle mit Kommissarin Fey Amber

ISBN 978-3-942672-84-9
9 783942 672849
Die verschollene Beute
€ 12,00 [D] · € 12,40 [A] · CHF 16,00